

DAVID SEINSCHKE

DER KREUZIGER



Weltbild

Der Kreuziger

Der Autor

David Seinsche war Journalist, bevor er sich ganz dem Schreiben von Romanen und Kurzgeschichten widmete. Seine Zeit verbringt er am liebsten in den finnischen Wäldern.

David Seinsche

Der Kreuziger

Kriminalroman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2019 by David Seinsche
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch Agentur Ashera

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel
Images (© Roy Bishop) und iStockphoto (© Nik_Merkulov, © sbayram)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-068-5

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Da war sie nun, einsam im Wald. Mitten im Nirgendwo schwebte sie zwischen Leben und Tod. Ihre Brust hob und senkte sich langsam. Jeder Atemzug bedeutete für sie eine ungeheure Kraftanstrengung. Sie versuchte schwerfällig, sich umzusehen, und überlegte, was sie falsch gemacht hatte, warum sie sich in dieser Situation befand. Ihr Atem ging raselnd. Sie wusste, dass sie bald ihr Leben aushauchen würde. Doch warum? Sie würde es wohl nie erfahren. Sie versuchte, an ihre Lieben zu denken. An ihre Mutter, die sie immer so liebevoll ansah. Ihren Vater, der trotz seiner harten äußeren Schale ein herzenguter Mensch war. Ihre fünfjährige Nichte, die bereits jetzt Grübchen um den Mund vom vielen Lachen hatte. Aber egal, wie sehr sie sich anstrengte, vor ihr sah sie immer nur das Gesicht ihres Mörders. Es hatte alles so gut begonnen, sich so richtig angefühlt. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie sich wieder geborgen gefühlt. Doch dann hatte es sich wie aus dem Nichts in die Hölle verwandelt. Sie erinnerte sich an den bitteren Geschmack eines Tuches, das ihr auf den Mund und die Nase gedrückt worden war. Und an die Schmerzen, die ihr endlos erschienen. Ihr ganzer Leib schmerzte höllisch und fühlte sich an, als würde er in Flammen stehen. Sie versuchte, sich zu bewegen, aber ihre Gliedmaßen reagierten nicht. Sie wollte schreien, doch auch ihr Mund war ihr nicht zu Willen, sondern ließ nur ein leises Stöhnen zu. Dann wurden ihre Augen leer.

An solchen Morgen wie diesem ist es immer besonders schön, joggen zu gehen, dachte Elisa, als sie auf dem Waldweg lief. Sie sprang über kleine Wurzeln, die versuchten, den Wald von den Menschen wieder zurückzugewinnen. Die junge, schlanke Frau genoss die Stille, wenn sich die nachtaktiven Tiere bereits in ihre Bauten verzogen hatten und die Tiere des Tages noch nicht aufgewacht waren. Das einzige Geräusch kam von einem leichten Wind, der durch das Blätterdach strich und ihre schwitzende Haut sanft berührte. Und von Tom. Ihr Freund, ebenso trainiert und sportlich wie sie, lief nur wenige Meter hinter ihr. Sie hörte seinen regelmäßigen Atem. Das erfreute sie umso mehr, denn nichts wäre für sie schlimmer gewesen, als wenn er keine Lust auf Sport gehabt hätte.

Vielleicht habe ich ja dieses Mal das große Los gezogen, dachte sie, während sie weiter voranlief. Sie waren jetzt seit ungefähr vier Monaten ein Paar. Zuerst hatte sie vorgehabt, mit ihm nur ein paar heiße Nächte zu verbringen und dann weiterzuziehen. Der Sex mit ihm war atemberaubend. Mit der Zeit hatte sie aber bemerkt, dass ihr etwas gefehlt hatte, etwas, was Tom ihr geben konnte. Oft lagen sie nach dem Sex Arm in Arm unter einer leichten Decke, entspannten sich und führten manchmal die halbe Nacht hindurch Gespräche. Das Faszinierende an ihm war, dass er, gleichgültig, ob es sich um Politik, Wirtschaft, das aktuelle Rechtssystem oder um den Klimawandel drehte, immer eine Meinung hatte, sich aber auch umstimmen ließ, wenn sie gute Gegenargumente brachte. Inzwischen hatten sie nicht mehr jede Nacht Sex, aber das war ihr auch nicht mehr so wichtig, obwohl sie es nach wie vor genoss, mit ihm im Bett zu sein. Ihr

gefiel sein Verstand und seine Art, sich auszudrücken, die Welt zu sehen und zu beurteilen. Er war aufgeschlossen für neue Ideen und verurteilte nichts, ohne sich vorher ausführlich damit befasst zu haben.

An einem kleinen Bach hielt sie an.

»Machst du etwa schon schlapp?«, fragte Tom grinsend und hüpfte auf der Stelle.

»Niemals!«, gab sie zurück und stemmte die Fäuste in gespielter Entrüstung in die Seite.

Sie drehte ihm den Rücken zu und machte einige Dehnübungen, um ihre Muskeln warmzuhalten, während sie verträumt auf das leise plätschernde Wasser blickte. Sie war sicher, dass Tom sie immer noch ansah, darum setzte sie ihren verführerischsten Blick auf und schaute über ihre Schulter, eine Locke ihres blonden Haars vor den Augen.

»Was hältst du davon, wenn wir schwimmen gehen?«, fragte sie.

»Ein bisschen Abkühlung kann nicht schaden«, antwortete er und begann auch schon, seine Schuhe auszuziehen.

Sie tat es ihm nach, streifte dann ihr Top und ihre Leggings ab, zog sich die Unterwäsche aus und sah ihn herausfordernd an. Tom ließ sich nicht lange bitten und zog sich ebenfalls nackt aus. Sie ließ ihren Blick über seinen muskulösen Körper wandern und ging dann langsam rückwärts.

»Hey, pass auf, dass du nicht ...«, sagte er noch, aber da war es schon passiert.

Elisa rutschte aus und landete auf dem Hintern. Tom war sofort bei ihr.

»Bist du verletzt?«, fragte er besorgt.

»Nur mein Stolz«, antwortete sie und fing an zu kichern.

Er stimmte mit ein und gab ihr dann einen langen Kuss. Elisa umfasste ihn an der Hüfte und bemerkte seine Erektion.

»Wollen wir gleich hier?«

»Sehr gern.«

Sie küssten sich leidenschaftlich und sanken nieder, ohne darauf zu achten, worüber Elisa gestolpert war. Ihre Zungen fanden sich und kreisten umeinander, während ihre Hände sich gegenseitig erforschten. Tom wollte gerade in Elisa eindringen, als er etwas Weiches an seinem Fuß bemerkte. Er versuchte, es wegzustoßen, aber es bewegte sich nur kurz und kam dann wieder zurück.

Bestimmt irgendeine Kröte, dachte er mit einem Anflug von Ärger und setzte sich auf, um das weiche Etwas wegzuschlagen. Als er das Ding jedoch genau sah, stockte ihm der Atem. Direkt an seinem Fuß lag ... ein menschliches Ohr! Elisa, die ungeduldig wurde und ihn in sich aufnehmen wollte, setzte sich ebenfalls auf und wollte ihn zu sich ziehen. Als er auf ihren Griff nicht reagierte, sah sie zu der Stelle, auf die Tom blickte und schrie erschrocken auf. Mit von Ekel verzerrtem Gesicht zog sie ihre Füße an und krabbelte rückwärts weg. Tom saß nur da und konnte die Augen nicht von dem menschlichen Körperteil abwenden.

Schließlich nahm er seinen Mut zusammen und berührte vorsichtig das Ohr. Trotz der sie umgebenden warmen Luft war es eiskalt.

»Tom, was machst du da?«, fragte Elisa, immer noch erschrocken.

Er drehte sich langsam zu ihr um und sagte mit rauher Stimme: »Ruf die Polizei.«

Innerhalb von nur einer Stunde nach ihrem Anruf wimmelte der Ort von Einsatzkräften. Während einige Beamte die Fundstelle absicherten, durchsuchten andere das nahe Unterholz nach Spuren. Tom und Elisa hatten sich vor der Ankunft der Polizisten wieder angezogen und wurden nun von zwei Beamten betreut. Die Polizisten suchten vorerst in einem kleinen Radius um das gefundene Körperteil den Boden nach Spuren ab. Als sie nichts fanden, weiteten sie langsam das Suchfeld in einen immer größer werden Umkreis aus. Nach einer weiteren Stunde fanden sie schließlich den Rest des Körpers, zu dem das Ohr gehörte.

»Was zum Teufel ...«, entfuhr es einem Beamten.

Sein Kollege wandte sich ab, beugte sich vor und erbrach sich.

Das Telefon auf ihrem Tisch klingelte mehrmals und schien mit jedem Mal schriller zu werden.

Kann man hier nicht ein einziges Mal in Ruhe arbeiten?, fragte sich Special Agent Nadine Hicks und nahm den Hörer ab.

»Was gibt's?«, fragte sie ungeduldig.

»Miller«, meldete sich die Stimme ihres Vorgesetzten.

»Nadine, sitzen Sie gut?«

»Nein, ich mache gerade Turnübungen«, antwortete sie. Normalerweise konnte so eine pampige Antwort eine sofortige Suspendierung zur Folge haben, aber da Hicks zu den besten Ermittlern des FBI gehörte, ließ ihr Vorgesetzter, ein gut gebauter Mann im Alter von mittlerweile fast sechzig Jahren, ihr eine solche Verfehlung durchgehen.

»Ich habe da einen Fall, der Sie interessieren wird«, teilte Miller ihr mit. »Kommen Sie bitte in mein Büro.«

»Sofort, Sir«, bestätigte sie und legte auf.

Obwohl sie nur einige Meter voneinander entfernt und lediglich durch eine dünne Wand getrennt waren, verfuhr ihr Vorgesetzter immer auf diese Weise, wenn er etwas von ihr wollte. Das gehörte zu seinem Führungsstil: Nah an den Mitarbeitern, aber nicht zu nah. Das war einer seiner Mechanismen, um den Respekt seitens seiner Untergebenen zu gewährleisten.

Hicks schob ihren Schreibtischstuhl nach hinten und stand auf. Sie streckte kurz die Arme in die Luft, richtete dann ihre Kleidung und betrat das wenige Schritte entfernte Büro am anderen Ende des Großraums.

»Um was geht es?«, wollte sie wissen, nachdem sie eingetreten und die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»In der Nähe von Weasle, Vermont wurde eine Leiche gefunden. Da die örtliche Polizei damit überfordert ist, wurden wir gerufen.«

»Haben die noch nie einen Toten gesehen?«, fragte die Agentin ironisch.

»Doch, aber dem kurzen Bericht nach zu urteilen handelt es sich um ein Gewaltverbrechen. Eines, das genau in Ihr Schema passt.«

»Verraten Sie mir mehr?«

»Könnte ich, aber ich möchte, dass Sie sich selbst ein Bild machen. Lassen Sie alles stehen und liegen, die Flüge für Sie und Wilson sind für dreizehn Uhr gebucht. Sie fliegen mit American Airlines.«

Hicks war zu erfahren, um noch weiter nachzufragen. Ihr Vorgesetzter hatte sicher seine Gründe, nicht weiter in die

Tiefe zu gehen. »Alles klar«, sagte sie nur und verließ das Büro.

Sie schob sich eine ihrer roten Haarsträhnen aus dem Gesicht und tippte dann eine Handynummer ins Telefon.

»Hallo, Hicks«, meldete sich Special Agent John Wilson, ihr langjähriger Partner, fröhlich. »Was gibt's, dass du mich in meinem wohlverdienten Angelurlaub störst?«

»Der Urlaub ist gestrichen«, sagte sie. »Der Chef will, dass wir nach Weasle, Vermont fahren und uns dort eine Leiche anschauen.«

»Wohin?«

»Hab auch noch nie von dem Kaff gehört. Wir treffen uns am Reagan um zwölf. Um eins ist unser Flug.« Reagan war der *Ronald Reagan Washington National Airport*, über den alle nationalen Flüge liefen.

»Okay«, bestätigte Wilson knapp. »Wissen wir etwas über den Toten?«

»Nicht viel, Miller drückte sich sehr kryptisch aus. Er meinte nur, dass die Leiche genau in mein Schema passen würde. Was auch immer das bedeutet.«

»Werden wir dann ja sehen. Bis nachher.«

Hicks legte auf, lehnte sich zurück und sah auf die Uhr. Es war jetzt genau zehn. Nicht mehr genug Zeit, um nach Hause zu fahren und Kleidung einzupacken, entschied sie. Lieber wollte sie die verbliebene Zeit nutzen, um ein wenig über Weasle zu recherchieren.

Sie tippte den Namen des Ortes in die Suchmaschine ein und fand einige Einträge in freien Wissensdatenbanken. Sie klickte sie an und las sich das Geschriebene durch. Wie sich herausstellte, gab es nicht viel über den Ort zu wissen. Es

war nicht einmal ein richtiger Ort, sondern eher eine Ansammlung von Hotels, Shops und Einfamilienhäusern mitten in den Green Mountains. Die nächstgrößere Stadt war Burlington, etwa 30 Kilometer weiter südlich. Obwohl der Ort nicht einmal so groß war wie eine Obstfliege auf der Landkarte, kamen hier jedes Jahr mehrere Hunderttausend Touristen hin, um zu wandern, die Landschaft zu genießen und zu entspannen.

Das kann ja heiter werden, dachte sie, als sie aufstand und sich zum Flughafen aufmachte.

Der Flug dauerte nur knapp eineinhalb Stunden. Am Burlington International Airport nahmen sie einen Mietwagen, der bereits von Washington aus gebucht worden war, und fuhren weiter bis zu ihrem gut eine halbe Stunde entfernten Zielort. Dort angekommen, steuerten sie den Wagen, einen etwa zwei Monate alten Chevy Cruze, langsam über die Hauptstraße. Während sich links von ihnen ein Hotel an das andere reihte, standen auf der rechten Seite Souvenirshops mit Angeboten aller Art. Unterbrochen wurde die Szenerie nur von dem einen oder anderen Café. Die Einwohner mussten wohl ihre Häuser woanders haben, überlegte die Agentin, während sie weiterfuhren. Schließlich hielten sie vor der örtlichen Polizeistation, einem in die Länge gezogenen Holzbau mit einem Spitzdach aus roten Ziegeln. Der Eingangsbereich wurde von zwei geschnitzten Hirschen eingefasst, die dem Gebäude etwas Lokalkolorit einhauchte.

»Auf geht's«, sagte Wilson.

Sie stiegen aus und betraten das kleine Gebäude, das zwischen all den auf Tourismus gebügelten Häusern ir-

gendwie fehl am Platze wirkte. Hicks öffnete die Tür und schritt hindurch. Zu Beginn ihrer Partnerschaft hatte Wilson noch versucht, den Kavalier zu spielen, war aber von Hicks brüsk zurechtgewiesen worden. Seitdem ließ er es bleiben, ihr die Tür öffnen zu wollen. Die beiden Special Agents traten an den Schalter und sahen den wachhabenden Polizisten an.

»Special Agents Wilson und Hicks, FBI«, stellte Wilson sie vor und deutete erst auf sich, dann auf seine Partnerin. »Sie haben uns angerufen.«

»Das kann ich mir nur schwer vorstellen«, sagte der Beamte, ein Officer mit kurz geschorenem braunem Haar und betrachtete die Neuankömmlinge abschätzig.

»Hören Sie, Officer ... Franks«, sagte Hicks nach einem kurzen Blick auf das Namensschild des Polizisten. »Wir sind nicht zu Spielchen aufgelegt. Es gibt einen Toten, das FBI wurde hinzugerufen. Wo ist die Fundstelle?«

»Ach, Sie sind das«, lenkte der Officer ein. »Ich hatte mich schon gefragt, wann Sie hier auftauchen würden. Okay, ich gebe Ihnen eine Karte und zeichne es Ihnen auf. Sie sollten aber festes Schuhwerk mitbringen, mit dem Outfit kommen Sie nicht weit.«

Tatsächlich hatte Hicks keine Gelegenheit mehr gehabt, sich vor dem Flug umzuziehen. Während ihr Aufzug aus einer schwarzen Hose, einer weißen Bluse, schwarzem Blazer und hochhackigen Schuhen sehr gut für das Büro geeignet war, war er für Outdoor-Aktivitäten nur bedingt empfehlenswert. Wilson hingegen trug Jeans, ein Holzfällerhemd und Cargostiefel, denn auch er hatte vor ihrer Reise keine Zeit gefunden, sich seiner Position

entsprechend einzukleiden. Jetzt war er sichtlich froh darüber.

»Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Mist«, antwortete sie brüsk.

Der Beamte zuckte kurz mit den Schultern und drehte sich dann zur Seite, um eine Karte der Umgebung aus der Schublade hinter sich zu kramen. Er kreiste mit einem Kugelschreiber ein kleines Gebiet ein und zeichnete dann noch die direkte Route nach.

»Herzlichen Dank«, sagte Wilson und nahm die Karte entgegen.

Während Hicks sich ohne ein weiteres Wort umwandte und zum Ausgang ging, verabschiedete sich Wilson und verließ dann ebenfalls das Gebäude.

Die Fahrt in die Nähe des Fundorts dauerte nur zehn Minuten. Schon von Weitem konnten die Special Agents die Einsatzfahrzeuge sehen. Um zu demonstrieren, dass es sich hier um einen offiziellen Einsatz handelte, rotierten an allen Fahrzeugen die Blaulichter, obwohl es helllichter Tag war und die Autos weder hinter einer Kurve noch in sonst einer Weise gefährlich für den vorbeikommenden Straßenverkehr waren. Sie stellten ihren Wagen am Straßenrand ab und hängten sich ihre FBI-Marken ans Revers. Die örtlichen Einsatzkräfte warfen ihnen teils heimliche, teils offen interessierte, vor allem aber unverhohlenen feindselige Blicke zu. Ihrer Meinung nach brachte die Anwesenheit des Bureau nur unnötige Komplikationen in ihr beschauliches Leben.

Obwohl Hicks' Schuhe nicht für den Wald gemacht waren, hatte sie keinerlei Probleme, den Trampelpfad zu

bewältigen, und so erreichten sie in wenigen Minuten den Fundort.

»Wer ist hier verantwortlich?«, fragte Wilson ohne Umschweife.

»Äh ... das bin dann wohl ich«, sagte ein Beamter und trat auf sie zu.

Er war untersetzt und hatte schütteres Haar, obwohl er erst schätzungsweise Mitte dreißig war.

»Wie heißen Sie, Officer?«, wollte der Agent wissen.

»O'Leary. Und Sie sind ...«

»Special Agents Wilson und Hicks, FBI«, wiederholte Wilson seine Vorstellung von vorhin.

»Ihre Männer kontaminieren den Tatort, Officer O'Leary«, sagte Hicks. »Ich will, dass der gesamte Bereich großflächig abgesperrt wird, und zwar lieber jetzt als gleich. Tun Sie bitte genau, was ich Ihnen sage, verstanden? Pfeifen Sie Ihre Leute zurück und ziehen Sie ein Absperrband. Dann will ich, dass Sie die Straße großräumig absperren. Da kann ja jeder Schaulustige einfach so durchspazieren. Na los!«

Der Officer tat umgehend, wie ihm geheißen, und schien froh zu sein, aus der Reichweite von Agent Hicks zu gelangen.

»Du machst das wirklich zu gerne, oder?«, fragte Wilson sie.

»Was meinst du?«

»Leute verscheuchen.«

»Einer muss ja dafür sorgen, dass hier Ordnung herrscht. Die Typen haben schon viel zu viel herumgetrampelt. Wir können froh sein, wenn wir überhaupt noch was Brauchba-

res finden. Ich hoffe, die Leiche ist wenigstens noch da, wo sie gefunden wurde.«

»Davon können Sie ausgehen«, sagte eine Beamtin und trat zu ihnen.

»Und Sie sind?«, wollte Wilson wissen.

»Officer Mulligan«, stellte sich die Frau vor. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Tote.«

»Die?«

»Sieht jedenfalls stark danach aus. Hier entlang bitte.«

Mulligan bedeutete ihnen mit einer einladenden Geste, ihr zu folgen. Der Wald war hier zwar unzugänglicher, aber nachdem bereits einige Polizisten durch das Unterholz gestapft waren, bereitete es keine große Mühe mehr, sich einen Weg zu bahnen. Als die Beamtin stehen blieb, sahen sich Hicks und Wilson um, fanden aber nichts.

»Officer, wenn Sie uns für dumm verkaufen wollen, haben Sie sich die Falschen dafür ausgesucht!«, sagte Hicks erbost.

Mulligan blieb ruhig. »Sehen Sie bitte nach oben, Ma'am«, sagte sie schlicht.

Die beiden Agents taten, wie ihnen geheiß. Als sie erkannten, was dort hing, wurden ihre Pupillen unmerklich weiter. Etwa drei Meter über ihnen, zwischen zwei Bäumen, hing kopfüber der Leichnam einer Frau. Die Haut war sauber am Rücken der Länge nach aufgeschnitten und mithilfe von Ästen wie ein Segel gespannt worden. Die Leiche war mit Nägeln an Händen und Füßen fein säuberlich an den beiden Bäumen befestigt. Das lange Haar hing über ihr Gesicht, aber Hicks konnte trotzdem die in Todesfurcht verzogenen Gesichtszüge erkennen. Die Haut der Toten war un-

natürlich bleich. Wilson kniete sich hin und tastete sorgfältig den Boden ab. Dann rieb er die Fingerkuppen aneinander und betrachtete das Ergebnis.

»Kein Blut«, stellte er fest. »Die ist nicht hier gestorben.« Hicks sagte kein Wort und ging davon.

Die Leiche aus dieser Höhe herunterzuholen, war ein nicht ganz leichtes Unterfangen. Nicht nur, dass sie so hoch oben hing, sondern vor allem, dass sie an Händen und Füßen festgenagelt war, bereitete den Polizisten Probleme. Da nur ein schmaler Weg durch den Wald führte, mussten die Gerätschaften – Leitern und passendes Werkzeug – zu Fuß zum Tatort gebracht werden.

Die Spurensicherung traf inzwischen ein und machte zahlreiche Fotos aus allen möglichen Winkeln und Perspektiven, bevor sie den Boden unter der Toten mit verschiedenen Hilfsmitteln untersuchte und Bodenproben entnahm. Nach getaner Arbeit erlaubte der Leiter der Spurensicherung, die Leiche herunterzuholen. Mit größter Vorsicht und unter ständiger Aufsicht der FBI-Agenten lösten die Beamten die Nägel und ließen die Leiche langsam herab. Da sie kein Seil dabei hatten, gingen sie mit Muskelkraft vor und hielten die Beine umklammert, während von unten die Kollegen die Tote in Empfang nahmen und vorsichtig auf den Boden legten. Das von den beiden Joggern gefundene Ohr, das glücklicherweise von den zuerst eingetroffenen Polizisten umgehend in eine Plastiktüte gesteckt worden war, wurde von Wilson entgegengenommen. Er untersuchte den Kopf der Toten und stellte fest, dass das gefundene Stück zu der Leiche gehören musste, da genau an der Stelle, an der

sich normalerweise ein Ohr befand, ein großes Loch klaffte. Was Wilson und Hicks Sorgen bereitete, war, dass auch das andere Ohr fehlte und bisher nicht aufgefunden worden war. Ob sie es in diesem Urwald jemals finden würden, bezweifelten sie. Was sie aber wussten: Es war nicht das erste Mal, dass ein Toter auf diese abscheuliche Weise zugerichtet aufgefunden worden war.

Während der Tag langsam fortschritt, wurde die Tote in einen Metallsarg gelegt und vom Tatort entfernt, um forensisch untersucht zu werden. Hicks stand am Mietwagen und rauchte eine Zigarette, während der Leichnam abtransportiert wurde. Wilson, der noch letzte Anweisungen zur Sicherung des Tatorts gegeben hatte, gesellte sich zu ihr.

»Du glaubst, dass er es war, oder?«, fragte er und sah sie an.

Sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern inhalierte den Rauch und stieß ihn langsam nach oben aus. »John, das alles hier trägt seine Handschrift. Von den abgetrennten Ohren bis zu der Art und Weise, wie die Leiche an den Bäumen befestigt war. Der präzise Schnitt am Rücken und die Wunden am Oberkörper, das alles deutet sehr auf ihn hin.«

»Das letzte Mal, dass so etwas passierte, ist über zehn Jahre her. Meinst du, er hat zwischendurch einfach aufgehört und fängt jetzt wieder an?«

»Ich weiß, dass es immer Trittbrettfahrer gibt, aber irgendetwas sagt mir, dass er es ist. Nenn es Bauchgefühl oder Intuition.«

»Die weibliche Intuition ist ein Mysterium für mich.«

Sie sah ihn an. »John, hör auf. Ich hab Angst.«

Als sich die Sonne langsam anschickte, den westlichen Horizont zu berühren, waren die Arbeiten beendet, und die Einsatzfahrzeuge entfernten sich eins nach dem anderen vom Tatort. Auch die Special Agents verließen den Ort des Geschehens und kehrten nach Weasle zurück. Sie betraten erneut das Polizeigebäude und gingen zu Sheriff Francis Bollaine, dem Leiter der örtlichen Polizeidienststelle.

»Wir werden einige Tage hier bleiben müssen«, offenbarte Wilson ihm.

»Warum das?«, wollte er wissen. Genau wie Officer O’Leary war er etwas dicker, aber merklich älter, sicher um die Fünfzig. Auf seiner hohen Stirn hatten sich einige Falten häuslich eingerichtet und gaben ihm das Aussehen eines alten Haudegens. Nach allem, was Wilson inzwischen wusste, hatte der Sheriff sein halbes Leben als Polizist in Weasle verbracht und war durch die Ränge aufgestiegen. Er war ein Bär von einem Mann mit Muskeln, die sein Hemd zum Zerreißen bringen konnten.

»Weil wir die Ermittlungen voranbringen wollen«, informierte Hicks. »Haben Sie was dagegen?«

»Ganz und gar nicht«, versicherte Bollaine ihr. »Einer meiner Jungs wird Ihnen Ihr Büro zeigen.«

Wie auf Kommando betrat O’Leary das Büro und bedeutete den Agenten, ihm zu folgen. Er führte sie durch das Gebäude auf die entlegene Seite und deutete auf eine Tür.

»Das ist Ihres.«

Hicks öffnete die Tür und sah sich um. Das Büro war nicht viel mehr als eine Besenkammer. Um genau zu sein,

handelte es sich tatsächlich um eine Besenkammer. Die Putzutensilien standen noch an die Wand gelehnt und warteten auf ihren nächsten Einsatz. Mehrere Eimer stapelten sich neben einer reichhaltigen Auswahl an Besen und Wischmops. Der Raum war etwa fünf Quadratmeter groß und hatte weder Fenster noch Lüftung. Man hatte notdürftig zwei Stühle in das beengte Zimmer gequetscht, für einen Tisch hatte der Platz nicht mehr gereicht. Entsprechend gab es auch keinen Computer, von dem aus die Agenten auf Daten zugreifen konnten.

»Das soll ja wohl ein Witz sein«, sagte die Agentin. Sie machte auf dem Absatz kehrt und ging zurück zum Sheriff.

»Es tut mir leid, aber mehr haben wir nicht zur Verfügung«, erklärte Bollaine.

»Und das soll ich glauben?«

»Agent Hicks, wir sind hier nicht in Washington. Wir sind eine kleine Gemeinde, die normalerweise nur mit Verkehrsdelikten und anderen Bagatellen zu tun hat. Wenn Sie hier eine High-Tech-Einrichtung erwarten, muss ich Sie enttäuschen.«

»Vorerst nehmen wir das hin, aber ich verlange, dass wir schnellstmöglich ein besseres Büro erhalten. Eines, in dem man sich umdrehen kann, ohne gleich einen Besenstiel im Gesicht zu haben.«

»Das hier oder eine Zelle, mehr haben wir leider nicht übrig«, sagte der Sheriff und erntete dafür böse Blicke der FBI-Frau. »Ich tue, was ich kann, aber erwarten Sie keine Wunder.«

»Komm, Hicks, lass gut sein«, flüsterte Wilson, der sich zu ihnen gesellt hatte, in ihr Ohr und zog sie sanft am Arm. »Lass uns ein Hotel suchen.«

Officer Mulligan trat vor Bollaines Büro zu ihnen. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«, fragte Hicks sie.

»Ich kam nicht umhin, Ihre Diskussion mit dem Sheriff mitzubekommen. Gewöhnen Sie sich besser daran, hier nicht willkommen zu sein.«

»Aber wir wurden auf Geheiß von Bollaine gerufen«, erwiderte Wilson. »Wie kann er jetzt so tun, als ob wir hier fehl am Platze sind?«

»Um ehrlich zu sein, hat nicht er beim FBI angerufen.«

»Sondern?«

»Ich«, gab die junge Beamtin zu. »Als ich die Leiche gesehen habe, wusste ich genau, dass der Fall zu groß für uns hier ist, darum habe ich Sie verständigt. Verraten Sie es bitte keinem, sonst bin ich bei den Kollegen unten durch.«

»Versprochen«, sagte Wilson.

»Danke. Ich habe gehört, dass Sie ein Hotel suchen. Da empfehle ich Ihnen das ›Mountain Inn«, nicht weit von hier die Hauptstraße runter. Die Zimmer sind gut, das Frühstück kann man essen, und ansonsten ist dort nicht viel los.«

»Genau das, was wir brauchen. Danke, Officer.«

»Denise.«

»Gern«, erwiderte der Agent und lächelte sie an.

Als er und seine Partnerin das Gebäude verließen, zündete sie sich eine Zigarette an. »Flirtest du schon wieder?«, brummte sie.

»Wie kommst du darauf?«, wollte er wissen.

»Ich kenne dich. So, wie du mit ihr geredet hast, hast du Bock auf sie.«

»Darf man nicht mal mehr freundlich zu jemandem sein?«, verteidigte er sich.

»Doch, natürlich. Aber du solltest aufpassen, denn hier im Hinterwälderland kann schnell etwas passieren. Ehe du dich versiehst, hängt sie dir ein Kind an.«

»Das wird nicht passieren. Komm, rauch fertig, ich will los.«

»Hey, du weißt, dass ich dich nur veralbern will, oder?«

»Klar«, sagte Wilson.

Das „Mountain Inn“ entpuppte sich als ein kleines zweistöckiges Gästehaus am Ortsrand, nur eineinhalb Kilometer von der Polizeistation entfernt.

»Guten Abend und herzlich willkommen im Mountain Inn«, begrüßte sie der Portier mit einem überschwänglichen Lächeln, das so falsch war, dass es Hicks fast schauderte. Der Mann war nicht viel mehr als ein gerade ausgewachsener Junge von vielleicht zwanzig Jahren mit Aknenarben im Gesicht. »Wie darf ich Ihnen helfen?«

»Wir möchten zwei Zimmer, wenn möglich mit verschließbarer Verbindungstür«, erklärte Wilson.

»Sehr gerne«, sagte der Portier und schaute auf seinen Computer. Das Namensschild wies ihn als »Wilbur« aus. »Ah, hier habe ich etwas für Sie. Wie lange gedenken Sie zu bleiben?«

»Das wissen wir noch nicht so genau. Buchen Sie das Zimmer vorerst für zehn Tage mit Option auf Verlängerung.«

»Aber natürlich. Möchten Sie mit Kreditkarte oder bar bezahlen?«

Hicks knallte ihm ihre Marke auf den Tisch. »Auf Rechnung. Das FBI übernimmt alle Kosten.«

Wilbur wurde kurz bleich, als er auf die FBI-Marke starrte. Offensichtlich hatte er noch nie mit Vertretern des Bureau zu tun gehabt. Er erholte sich aber erstaunlich schnell und setzte sein Lächeln wieder auf. »Das ist natürlich möglich, aber leider benötige ich das schriftlich. Anweisung des Managers.«

»Dann holen Sie den Manager mal her«, verlangte die Agentin.

»Tut mir leid«, erwiderte der Angestellte, »aber er befindet sich momentan nicht im Haus. Wenn Ihre Dienststelle eine Kostenübernahme faxen würde, würde das schon reichen.«

Hicks stieß die Luft schnaubend durch die Nase aus und ging nach draußen, um zu telefonieren. Währenddessen blieb Wilson am Empfangsschalter, um zu verhindern, dass die Zimmer zwischenzeitlich anderweitig vermietet wurden.

»Sagen Sie«, begann Wilbur und sah der athletischen Figur der Agentin hinterher. »Ihre Kollegin ist ja ziemlich mies drauf. Hat sie ihre Tage?«

Wilson, der in seiner Jugend geboxt hatte und durch seine vielen Matches in der Amateur-Liga scharf gezeichnete Muskeln hatte, sah ihm kalt in die Augen. »Wenn Sie den ganzen Tag auf den Beinen gewesen wären, um in ein Kaff am Ende der Welt zu reisen und dann mitten im Wald ein hässliches Verbrechen aufzuklären, wären Sie sicher auch nicht besonders gesprächig.«

Wilbur schluckte hörbar. »Tut mir leid, ich ...«

»Schon gut«, unterbrach Wilson ihn. »Erledigen Sie einfach Ihren Job und sorgen Sie dafür, dass wir gute Zimmer bekommen.«

»Ja, Sir.«

Sie ist es tatsächlich. Ich habe mich nicht getäuscht. Sie sieht älter aus. Reifer. Härter. Vielleicht ist sie jetzt soweit, die Wahrheit zu erkennen. Ich hoffe es. Ich habe lange gewartet, dass sie zu mir kommt. Bald. Geduld. Sie wird kommen.

Die Bestätigung der Kostenübernahme wurde, sehr zum Unwillen von Agent Hicks, erst eine Stunde später an das Hotel gefaxt.

»Alles in Ordnung«, befand Wilbur. Entgegen moderner Gepflogenheiten übergab er ihnen keine Chipkarten, sondern griff hinter sich und nahm zwei Schlüssel vom hinter ihm befindlichen Brett. Wilson hatte bereits für sie die Anmeldeformulare ausgefüllt und dem Angestellten überreicht.

Müde nahmen die Special Agents die Schlüssel von dem inzwischen nicht mehr ganz so breit lächelnden Portier entgegen und gingen zum Aufzug, der sie in den ersten Stock bringen sollte.

»Sie können noch etwas Warmes zu essen bestellen, es wird Ihnen dann aufs Zimmer gebracht. Das Frühstück wird von sieben bis zehn Uhr serviert. Einen schönen Aufenthalt wünsche ich Ihnen«, rief Wilbur ihnen noch hinterher, als sich die Fahrstuhlüren bereits schlossen. Im Obergeschoss des Gästehauses angekommen, orientierten sich Wilson und Hicks kurz an dem neben dem Aufzug angebrachten Lageplan, wandten sich dann nach links und gingen einen längeren Flur entlang. An der vierten Tür hielt Wilson an.

»Willst du die Zwölf oder die Vierzehn?«, fragte er seine Partnerin.

»Ist mir ziemlich Hupe«, antwortete sie müde.

»Okay«, antwortete er. »Dann ist die Zwölf meins. Ich bin ein wenig abergläubisch, und nur, weil es offiziell keine Dreizehn gibt, muss ich mein Glück ja nicht herausfordern. Ich schlage vor, dass wir uns in einer halben Stunde treffen. Komm einfach rüber.«

Er gab Hicks den Schlüssel zum anderen Zimmer und verschwand dann hinter der Tür zu Nummer Zwölf. Die Agentin schloss ihr Zimmer auf und ging hinein. Wäre sie vom Tag nicht so geschafft gewesen, hätte sie sicher die traumhafte Aussicht auf die Green Mountains gewürdigt. So aber ging sie erst mal ins Bad, ließ das Waschbecken mit kaltem Wasser volllaufen und schöpfte es sich mit beiden Händen ins Gesicht, bevor sie ihren Nacken damit benetzte. Auf der Anrichte fand sie eine Bürste und beschloss nach einem kurzen Blick in den Spiegel, dass es ihr Haar durchaus verdient hatte, ein wenig gepflegt zu werden. Sie löste den Pferdeschwanz, der ihr rötliches Haar zusammenhielt, und fuhr mehrfach mit den Händen hindurch, sodass ihre Haare bis auf Schulterlänge fielen. Sie kämmte sich langsam und sorgfältig. Erst wollte sie ihr Haar wieder zusammenbinden, entschied sich aber dann dafür, es offen zu lassen. Sie sah kurz auf ihre Armbanduhr. Die dreißig Minuten waren fast um. Sie wandte sich zur Zwischentür, die ihr Zimmer mit dem ihres Partners verband. Der Höflichkeit halber klopfte sie kurz an.

»Komm rein«, rief Wilson durch die geschlossene Tür.

Sie drückte die Klinke nach unten und betrat das andere Zimmer. Wilson hatte sich anscheinend ebenfalls frisch gemacht. Sein im modischen Kurzhaarschnitt gehaltenes brau-

nes Haar lag perfekt. Sein Zweitagebart sah ebenfalls aus, als sei er gerade erst gestutzt worden.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen gegenüber voneinander.

»Wie wollen wir vorgehen?«, fragte Wilson sie.

Dies war eines ihrer Rituale, denn sowohl er als auch Hicks waren erfahrene Ermittler und seit vielen Jahren Partner.

»Lass uns erst mal die Fotos sichten«, schlug sie vor.

Die Tatortfotos waren auf ihre Anweisung hin umgehend entwickelt worden. Während sich Hicks noch erfrischt hatte, war Officer Mulligan bei Agent Wilson vorbeigekommen und hatte ihm die Fotos in einem Umschlag übergeben. Die Forensik in Burlington hatte bereits mit der Obduktion der Toten begonnen und einen vorläufigen Bericht geschickt, den Mulligan ebenfalls mitgebracht hatte. Hicks öffnete den Umschlag nun und schüttete die Fotos mitsamt dem Report auf dem Tisch aus. Sofort begann ihr Verstand zu analysieren, zu notieren und zu kombinieren. Sie wusste, dass es Wilson nicht anders ging. Dies war einer der Gründe, weshalb sie so gern mit ihm zusammenarbeitete.

Den ersten Erkenntnissen nach handelte es sich bei dem Opfer um eine etwa zwanzigjährige junge Frau. Sie hatte naturrotes Haar, weder gefärbt noch in sonst irgendeiner Weise künstlich behandelt. Obwohl die Gesichtszüge der Leiche bei ihrer Auffindung stark verzerrt gewesen waren, hatte Hicks sofort erkannt, dass die junge Frau eine Schönheit gewesen sein musste. Ihre Haut war ebenmäßig und wies keinerlei Spuren von Pubertätsakne auf. Auf die perfekte Kopf-

form wäre jedes Model neidisch gewesen. Abgesehen von den fehlenden Ohren, ergänzte die Agentin im Geiste.

Was Hicks mehr Probleme bereitete, als sie es sich oder ihrem Kollegen eingestehen wollte, war, dass sie all dies schon einmal in ähnlicher Form gesehen hatte. Vor mehr als zehn Jahren war sie frisch und voller Tatendrang von der Akademie gekommen. Ihr erster Fall war ein junges Mädchen gewesen, das brutal misshandelt und dann an einen Baum gefesselt worden war, um dort langsam und qualvoll zu sterben. Niemals hätte sich Hicks ausgemalt, dass dies nur der Beginn einer Serie von gequälten und getöteten Frauen gewesen sein sollte. Mit der Zeit hatte der Killer seine Methoden verfeinert und die Mädchen schon bald nicht mehr gefesselt, sondern kopfüber an Händen und Füßen zwischen zwei Bäume genagelt.

Zwar hatte es Unterschiede gegeben, sowohl was den Körperbau als auch was das Alter der Frauen anbelangte, aber sie hatten zwei Gemeinsamkeiten aufgewiesen. Sie alle hatten eine ähnliche Figur gehabt, und auch die Haarfarbe war bei allen gleich gewesen: ein helles Rot, wie es nur in der Natur vorkommt. Die Opfer waren weder auf irgendeine Weise miteinander verwandt, noch hatten sie auf sonstige Weise eine Verbindung zueinander gehabt. Hicks hatte versucht, dem Täter auf die Spur zu kommen, war ihm aber nie wirklich nahe gekommen. Sie hatte ihn durch das ganze Land gejagt, war von Fall zu Fall gehetzt, nur um mit ansehen zu müssen, wie er ihr ein ums andere Mal entwischt war. Sie hatte sich damals eingestehen müssen, dass sie nicht einmal wusste, ob es sich bei dem Täter um einen Mann oder eine Frau handelte. Umso schwieriger war es für sie gewesen, sich in ihn –

oder sie – hineinzufühlen. Und nur wenn sie wusste, wie der Täter dachte, hätte sie eine reelle Chance gehabt, ihn zu schnappen. Die Morde hatten plötzlich aufgehört, als ob der Täter keine Lust mehr gehabt hätte, weiterzumachen, und der Fall war nach einer gewissen Zeit in den viel zu vollen Schrank der Cold Cases, der kalten Fälle ohne Spur, gewandert. Bevor die Mordserie so abrupt geendet hatte, waren dem Killer mindestens neun Frauen zum Opfer gefallen. Wie viele Menschen er noch auf dem Gewissen hatte, von denen das FBI nichts wusste, wollte sich Hicks lieber nicht vorstellen.

»Hey, Nadine, träumst du?«

Sie zwinkerte mehrmals und sah sich um. Wilson schaute sie unverwandt an.

»Sorry, ich war tatsächlich in Gedanken. Dieses Opfer ist so ähnlich zu den anderen.«

Ihr Partner nickte. »Ich weiß genau, was du meinst. Hey, mach dich jetzt nicht fertig. Warte erst mal ab, was die weiteren Untersuchungen ergeben. Hast du Hunger?«

Während sie tief in ihren Gedanken versunken gewesen war, hatte Wilson schon mal etwas zu essen bestellt. Erst jetzt bemerkte sie den Duft von gebratenem Rindfleisch und gedünstetem Gemüse. Als sie das Wägelchen mit dem zubereiteten Essen erblickte, begann ihr Magen zu grummeln. Ihre letzte Mahlzeit war das Frühstück im Büro gewesen, seitdem hatte sie sich nur noch von Zigaretten und Kaffee ernährt.

»Komm, lass uns was essen«, forderte ihr Partner sie auf.
»Dann machen wir weiter.«

»Gern«, sagte sie und nahm die ihr angebotene Gabel entgegen.

Nach dem reichhaltigen Essen bemühte sich Hicks vergeblich, sich zu konzentrieren. Ein Blick auf die Uhr offenbarte ihr, dass es bereits nach elf war. Sie gähnte ihren Kollegen lautstark an.

»Du fällst ja gleich vom Stuhl«, bemerkte er. »Wir sollten Schluss machen für heute.«

»Wir sind aber noch gar nicht mit den Fotos fertig«, erwiderte sie halbherzig.

»Die können wir auch noch morgen durchgehen. Komm, ab ins Bett mit dir.«

Hicks fügte sich der Aufforderung ihres Partners, stand auf und begab sich in ihr eigenes Zimmer. Kaum hatte sie sich ausgezogen und den Kopf auf das Kissen gelegt, war sie auch schon eingeschlafen. Seitdem sie den Killer damals nicht gefasst hatte, wurde sie oft von dunklen Träumen heimgesucht. Auch wenn sie inzwischen erfahrener und abgehärteter war, hatte sie sich nie wirklich von dem Misserfolg erholt. Bis heute gönnte sie sich kein Gefühl des Triumphs, wenn sie einen Mörder schnappte und vor Gericht brachte. Zu sehr hatten ihr die Taten des Serienmörders zugesetzt.

Mitten in der Nacht wachte sie schweißgebadet auf. Vor sich sah sie eine von Nebel umhüllte Gestalt, die sie auslachte und sich langsam auflöste.

»Du dummes Weib!«, schimpfte sie sich selbst in der Dunkelheit ihres Zimmers. »Er hat aufgehört. Er ist nicht mehr da!«

Doch obwohl sie es sich mehrmals laut vorsagte, konnte sie nicht wirklich daran glauben. Zu sehr ähnelten sich die

damaligen Taten und der heutige Fund, als dass es nur ein Nachahmer, ein im Jargon so genannter »Copykiller«, sein konnte. Vor allem traten Copykiller normalerweise während oder kurz nach einer Serie auf, nicht nach so einer langen Zeit. Und da die Öffentlichkeit nie das genaue Ende der Mordserie erfahren hatte, konnte es auch niemand sein, der ein Jubiläum feiern wollte.

Aber warum hatte er damals so plötzlich aufgehört? Hatte er keine Lust mehr gehabt? Unwahrscheinlich. Viel wahrscheinlicher war es, dass er gestorben war. Die meisten Serienmorde endeten nur, weil der Täter entweder das Land verlassen hatte, wegen einer ganz anderen Straftat verurteilt und ins Gefängnis gebracht worden oder ums Leben gekommen war. Viel zu selten wurde der Schuldige gefasst. Es war nicht wie im Fernsehen, wo am Ende immer das Gute siegte. Leider. Hicks hoffte, dass es diesmal anders sein würde. Ein Hoffnungsschimmer blieb ihr: Damals hatte der Täter mit seinen Opfern etwas angestellt, was nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt hatte. Noch heute war diese Information unter Verschluss, und nicht einmal Wilson, der seit vielen Jahren ihr Partner war, hatte je davon erfahren. Sie hoffte inständig, dass sich ihre Befürchtungen nicht bewahrheiteten.

*

Ihr Kollege saß bereits im Frühstücksraum des Hotels und machte sich über das Büffet her, als sie eintrat und sich zu ihm setzte. Wie immer war ihre Kleidung makellos. Von ihrem gestrigen Ausflug in den Wald war nichts an ihrer Klei-

dung zu sehen. Wilson überlegte seit Jahren, wie Hicks es schaffte, immer wie aus dem Ei gepellt auszusehen, aber trotz ihrer Vertrautheit hatte er sie nie danach gefragt. Sie kannten sich seit über acht Jahren und waren seit fünf Jahren Partner, aber sie hatten tatsächlich so gut wie nie über Privates gesprochen. Für ihn war das in Ordnung, solange Hicks ihren Job gut machte und er ihr vertrauen konnte. Während Wilson einen gehäuft vollen Teller mit Ei, Speck und Toast vor sich stehen hatte, begnügte sich Hicks mit einer Tasse schwarzem Kaffee.

»Guten Morgen. Wie hast du geschlafen?«, fragte Wilson sie.

»Gut. Warum?«

»Weil ich gestern Nacht Geräusche aus deinem Zimmer gehört habe.«

»Ach?«, sagte sie und tat gleichgültig, sah ihn aber nicht an, sondern nahm einen Schluck aus ihrer Tasse. »Ich habe in meinem Zimmer gar nichts gehört.«

»Du machst dir Sorgen, dass er es wirklich ist, oder?«

»Und wenn schon. Das ist lange her. Ich bin darüber hinweg.«

»Bist du das wirklich?«, fragte er skeptisch.

»Was willst du, Wilson?« fuhr sie ihn an. »Soll ich in Tränen ausbrechen, mich am Boden wälzen und nach meiner Mami rufen?« Hicks war wütend, denn seine Fragen trafen sie mehr, als sie zugeben wollte.

Wilson hob abwehrend die Hände. »Hey, schon gut, Hicks. Ich hab's kapiert«, sagte er und fügte hinzu: »Ich will nur sichergehen, dass ich mich auf dich verlassen kann.«